

## Regel 29: Falschen Zwischensinn vermeiden

### Regel 29: Falschen Zwischensinn vermeiden

2. Nur eine Minderheit kann den Sinn verstehen: Daß *jener* sich auf den zuvor Erstgenannten, *dieser* auf den Zweitgenannten bezieht, ist allenfalls Bildungsbürgern noch geläufig; und gern lesen die, meistens von diesen es trotzdem nicht – zum Beispiel wenn sich in «Wilhelm Meisters Lehrjahren» drei Figuren über die Frage unterhalten, welch ein Unterschied sich zwischen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und inwiefern jenes in diesem, dieses aber nicht in jenem enthalten zu sein brauche (zitiert in Regel 10).

Der *erste* und der *zweite* an die Stelle von dieser und jener zu setzen wäre ein Fortschritt, aber keine Lösung: Zwar kann es nun jeder verstehen, oft aber nur um den Preis des Zurücklesens – und wer will das schon?

Man wählt, zum ersten, die richtigen Wörter, vor allem im Sinne der Regeln 6 (kein Fachjargon), 8 (keine Silbenschleppzüge), 10 (konkrete Wörter), 15 (keine Synonyme für tragende Begriffe) und 16 (keine Fremdwörter, wenn sie exotisch klingen oder schwer verständlich sind).

Man baut, zum zweiten, die richtigen Sätze. Der Schreiber vermeidet es strikt, den Leser Zeile um Zeile im unklaren zu lassen über den Sinn seines Satzes. Zu solcher Unklarheit führen vor allem eingeschobene Nebensätze (21), gehäufte Attribute (24), zerissene Verben (27) oder das nachhinkende Prädikat (28).

### Drei Wege, die in die Irre führen

Aber das sollte noch mehr geschehen. Beginnen wir mit dem Punkt, wo die Ratlosigkeit des Lesers zur totalen Verwirrung gesteigert wird. Daß der Sinn eines Satzes sich erst kurz vor seinem Schluß erschließt, ist ja noch nicht der schlimmste Fall. Ärgerlicher sind folgende drei Satzmodelle:

1. Auch wer den Satzschluß erreicht hat, ist über die Aussage des Satzes nicht aufgeklärt. Die Fechterin, die Chefbundestrainer Beck kritisiert hat... hieß es in einem Sportbericht. Von dreihundert Versuchspersonen meinten 55 Prozent, die Fechterin habe den Trainer kritisiert, 27 Prozent, der Trainer habe die Fechterin kritisiert, und 18 Prozent verzweifelten an jeder Deutung (TEXTEN UND SCHREIBEN).

### Regel 29: Falschen Zwischensinn vermeiden

3. Auf halbem Weg gaukelt der Satz dem Leser einen Sinn vor, den er *nicht* hat – der Kernpunkt dieser Regel.

Durch keine grammatische Absicht lassen sich Leser ja daran hindern, im Dickicht eines typischen deutschen Satzes eine Vermutung darüber anzustellen, zu welcher Lichtung dieser Weg wohl führen wird. Vom Schreiber oft genug allein gelassen, leisten sie sich eine Bedeutungserwartung, sie bauen sich einen *Zwischensinn* auf – und wehe, wenn der falsch ist! Dann fühlt sich der Leser vom Schreiber verschaukelt, und zwar zu Recht.

Betrachten wir unter diesem Aspekt noch einmal das Beispiel Schlußsel aus Regel 27 (die vermutliche Vermutung des Lesers in Klammern gesetzt):

*Ich habe den Schlüssel zu meinem Auto* (wie schön, er hat ihn!) *gestern* (wieso gestern? Wer ihn hat, hat ihn heute!) Erstes Mißtrauen stellt sich ein) *irgendwo im Wald* (oh! Offenbar hat er ihn nicht!) *verloren* (richtig! Das hätte er doch gleich sagen können).

**Kündigt er – oder kündigt er an?**

Falscher Zwischensinn wird also begünstigt durch die vielen Verformen, die uns nach deutscher Grammatik das Auseinanderschleudern zweier Hälften aufträgt (Regel 27). Die Gefahr ist dann besonders groß, wenn die erste Hälfte schon für sich genommen einen Sinn ergibt: *Ich kündige ...* kann einen Satz einleiten, in dem jemand sein Arbeitsverhältnis auflösen will, ja schon diese beiden Wörter stellen einen sinnvollen Hauptsatz dar; doch ebenso kann es weitergehen...

Die Wörter *Die Mitschüler schlügen ihm...* ergeben erstens Sinn ohne Fortsetzung, könnten zweitens ergänzt werden durch *grün und blau* und sich drittens fortsetzen mit *zum Klassensprecher vor*. Zwei von drei möglichen Deutungen lauten also, daß sie ihn *geschlagen* haben – nur die dritte, daß sie ihn *vorgeschlagen* haben, und dies erst mit der letzten Silbe.

Daß sich der Irrtum aufklärt, ist kein ausreichender Trost. Auch nicht eine Sekunde lang sollte man seine Leser auf eine falsche Fähite führen – es sei denn in kabarettistischer Absicht. Überdies machen viele Schreiber nur zu gern von der grammatischen Möglichkeit Gebrauch, die Auflösung des Verwirrspiels kunstvoll hinauszögern mit Hilfe eingeschobener Nebensätze oder gehäufter Attribute, und spätestens dann hört jede Nachsicht auf – nach dem Muster einer Unterzeile in der ZEIT:

Noch nach 1945 versagte die Kirche, die Ausgebombten, Vertriebenen und auch Entnazifizierten half, den überlebenden Juden die Zuwendung.

Wer seine Leser besonders lange Zeit an der Nase herumführen möchte, dem bietet sich als Nasenring das nachhinkende *nicht* an. Nachrichtensprecher lieben die törichte Wortstellung: «Bei Verhandlungen konnte ein Fortschritt» (wie schön!) «nicht erzielt werden.» Zu höchster Verfeinerung brachte es das LUXEMBURGER TAGEBLATT:

Als Touristenattraktion, die auch die Einwohner zu gelegent-

lichen Besuchen reizen kann (was es für ein paar hundert Millionen weniger auch tun würde), erhöht das «Musée d'histoire de la ville de Luxembourg» die Lebensqualität der Stadt-Luxemburger, die es ja finanzieren müssen, letztendlich nicht. Das Museum ist eine Touristenattraktion, wollte der Schreiber sagen; aber die Lebensqualität der Luxemburger... Das aber würde den Leser beizeiten auf das nicht einstimmen, das nun einmal schwer nach vorn zu kriegen ist; es sei denn mit der Ausdrucksstellung: Erhöht wird der Reiz für Touristen; nicht erhöht wird die Lebensqualität der Luxemburger. (Mehr über diese Ausdrucksstellung in der folgenden Regel.)

Eine nachgeschohene Verneinung läßt sich immer vermeiden. Der Satzbau ... *schlugen ihn zum Klassensprecher vor* dagegen ist schwer zu umgehen – am einfachsten noch durch eine Passivkonstruktion, vor der wiederum in Regel 13 aus anderen Gründen gewarnt wurde: Er wurde von seinen Mitschülern zum Klassensprecher vorgescha-

gen.

Was bleibt dem Schreiber, der seinen Lesern Verwirrung ersparen will? Daß bei ihm die Alarmglocken schrillen, so oft er fahrlässig einen falschen Zwischensinn angeboren hat; daß er sich also um eine andere Wortstellung bemüht. Wenn die aber der Grammatik auf keine Weise abgelisted werden kann, dann sollte der Autor mindestens jeden Einschub weglassen, der die Entfernung zwischen falsohem und richtigem Sinn vergrößern würde.

### **Regel 30: Die Satzglieder sinnvoll plazieren**

Hat man seinen Satz durchsichtig aufgebaut und nichts auseinandergerissen, was zusammengehört, hat man falschen Zwischenessim vermieden und schlichte, konkrete Wörter gewählt – so kann man immer noch in die Falle stolpern, die Wörter in eine sinnwidrige oder ermüdende Reihenfolge gebracht zu haben. Es ist natürlich zweierlei, ob ich schreibe: *Die Tschechen werden auch die Löhne anheben* (also nicht nur die Gehälter) oder *Auch die Tschechen werden die Löhne anheben* (nicht nur die Slowaken).

Die häufigsten Mißverständnisse folgen aus der unüberlegten Plazierung des Objekts. Der normale Satz beginnt mit dem Subjekt (Der Hund) und setzt sich fort mit dem Prädikat (Der Hund bellt) oder mit Prädikat und Objekt (Der Hund biß den Briefträger). «Den Briefträger biß der Hund» sagt und schreibt kein Mensch. Mit dem Objekt darf der Satz nur in begründeten Ausnahmefällen anfangen (so wie hier, weil die Wörter *Mit dem Objekt* den Ton auf sich ziehen sollen).

#### **Wann steht das Objekt vorn?**

Von dieser Grundregel darf nicht nur, oft muß auch von ihr abgewichen werden. Das klassische Beispiel dafür ist die Parlamentsdebatte. Ob der Satz, vor allem der neue Absatz, mit dem Subjekt oder mit dem Objekt beginnt, entscheidet sich da allein nach der Frage, welches von beiden das Neue ist.

Spricht drei Absätze lang Bundeskanzler Kohl, so darf der zweite und der dritte Absatz nicht mit Kohl beginnen; am Anfang muß Kohls neues Thema stehen: «Zur Rentenreform sagte der Bundeskanzler...» Allein diese Wortstellung macht klar, daß der Redner bleibt und sein Thema wechselt.

Außert sich aber nach dem Bundeskanzler der Oppositionsführer zur Rentenreform, so muß der Absatz mit ihm beginnen: «Klose

#### **Regel 30: Die Satzglieder sinnvoll plazieren**

sagte zur Rentenreform...» Allein diese Wortstellung macht deutlich, daß das Thema bleibt und der Redner wechselt.

Gegen dieses Gesetz der Vernunft und der Psychologie des Lesens wird von Journalisten oft verstoßen; Verwirrung folgt daraus. Es ist nicht erträglich, daß Kohl zur Rentenreform etwas zu sagen scheint, was ich von ihm nie erwartet hätte – bis ich am Ende des Zitats erfahre, daß längst Klose spricht.

Was für den Anfang von Absätzen eine Regel ohne Ausnahme sein sollte, gilt (mit Ausnahmen) auch für den Anfang aller Sätze eines Textes. Hat die Nachricht mit den Worten begonnen: Hessens Ministerpräsident Eichel (SPD) erwartet... so ist das immergleiche Subjekt als Satzanfang durchweg entbehrlich und in der Häufung ärgerlich: Eichel sagte, Eichel sprach von, der Ministerpräsident verwies auf, Eichel nahm, Eichel rief auf und Eichel verteidigte, hieß es in einem Einspalter in der FAZ.

Wer da redet, muß zwar gelegentlich in Erinnerung gerufen werden (etwa im jedem dritten Satz, besagt eine gute journalistische Faustregel), aber über was er redet – das gehört an den Anfang der Sätze: «Die Opfer von Solingen würden nicht die letzten sein», fügte Eichel hinzu.

#### **Wechsel im Satzbau ist gefragt**

Mehrere Sätze hintereinander mit demselben Subjekt zu beginnen hat zwei Nachteile: Es setzt sinnwidrige Akzente, denn mit dem Neuen, nicht mit dem Alten sollte der Satz ins Leben treten; es schlafert also den Leser ein. Diese Wirkung verstärkt sich noch durch die monotone Wiederholung derselben Satzmelodie: Subjekt – Prädikat – Objekt, das ist spätestens beim drittenmal ermüdend; sogar dann, wenn das Subjekt wechselt:

Er hatte lange für die Reise gespart. Sie führte ihn durch ganz Amerika. Der Heimflug sollte erst Anfang Dezember stattfinden.

Statt dessen könnte man beispielsweise formulieren:

Lange hatte er auf diese Reise gespart. Sie führte ihn durch ganz Amerika. Den Heimflug wollte er erst Anfang Dezember antreten. Im dritten Satz ist das Objekt vorgezogen (Den Heimflug), im ersten das Subjekt hinter das Prädikat gerückt (hatte er) – unter Ausnutzung einer Besonderheit des Deutschen: der ungeraden Wortstellung oder *Inversion*, die immer dann eintritt, wenn wir den Satz mit einer Umstandsangabe beginnen – den Umständen der Zeit (Gestern war ich...), des Ortes (Nach Frankreich möchte ich...), der Art und Weise (In einem Wutanfall warf er...). Mithin ließe sich in dem obigen Beispiel auch formulieren: Erst Anfang Dezember wollte er... und sogar: Durch ganz Amerika führte ihn ...

Doch dreimal hintereinander *nicht* mit dem Subjekt anzufangen wäre sehr eigenwillig und auf andere Weise ermüdend. Wechsel im Satzbau! Erster Satz: Zeitbestimmung – Prädikat – Subjekt; zweiter Satz: Subjekt – Prädikat; dritter Satz: Objekt – Prädikat – Subjekt; so sieht eine gefällige Abfolge aus.

### Wann darf der Satz nicht mit dem Objekt beginnen?

*Das Objekt als Satzanfang* sollte jedoch in zwei Fällen unbedingt vermieden werden:

1. Wenn es nicht sogleich als Objekt erkennbar wird. « Den Heimflug wollte er... » Da ist alles klar. Erst vom Satz-Ende her dagegen läßt sich das Objekt einordnen in einem Satz wie diesem: Die verbraucherfreundliche Entwicklung der Nahrungsmittelpreise in den vergangenen Jahren (hält an?) Nein: hebt das Institut der Deutschen Wirtschaft hervor (VWD). 7 Wörter lang, von Entwicklung bis das Institut, wird der Leser in dem Glauben gelassen, der Satz habe mit dem Subjekt begonnen – wie es seiner natürlichen Erwartung entspricht.

Wer diese Erwartung stören will, ist darauf angewiesen, daß der Akkusativ sich sichtbar vom Nominativ unterscheidet; und allzu häufig tut er das nicht. Nie im Plural: *Die Männer prüfen ihn* – *Die*

*Männer prüft er*. Auch in der Einzahl nicht bei weiblichen und sächlichen Substantiven: *Die Frau schlägt vor* – *Die Frau schlägt ich vor*. *Das Kind weint* – *Das Kind weinen zu sehen tut mir weh*. Und schließlich nicht bei Eigennamen: *Erich würde sie heiraten*. Der Erich sie oder sie den Erich? Solche Sätze bleiben doppeldeutig bis zum Schluß.

2. Mit dem Objekt zu beginnen verbietet sich zum anderen dann, wenn das Objekt zwar sogleich als solches identifizierbar ist, das erhellende Subjekt sich aber erst am Ende einer Satzschlange zu erkennen gibt – die Marotte der Nachrichtenagenturen (Regel 26): « Als einen Skandal, wie er in der deutschen Nachkriegsgeschichte noch nicht dagewesen sei, bezeichnete... » Es lohnt sich, den schlimmen Satz aus der FAZ am Anfang von Regel 17 in diesem Zusammenhang noch einmal aufzuschlagen: 34 Wörter nach dem einleitenden Dativobjekt taucht das Subjekt aus dem Sprachsumpf auf.

### Lob der Ausdrucksstellung

So heißtt in der Stilistik ein Satzanfang, der grammatisch korrekt, aber durchaus ungewöhnlich ist und dadurch alle Aufmerksamkeit auf sich zieht. Mit dem Objekt zu beginnen ist die geläufigste und daher noch nicht sehr auffallende Art, die Erwartung des Lesers absichtlich zu verletzen. Unter einer Ausdrucksstellung im engeren Sinn versteht man seltenerne Plazierungen, etwa von der Art: « Erschlagen könnte ich ihn! » Wo solcher Nachdruck erwünscht oder dem Verständnis dienlich ist, sollte man ihn setzen; nicht so oft wiederum, daß er als Masche erscheinen könnte – also wohl höchstens einmal pro Schreibmaschinenseite.

« Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich », beginnt Tolstoi « Anna Karenina »; und nach einem Semikolon geht es (in der geläufigen Übersetzung) weiter: « unglücklich ist jede Familie auf ihre eigene Art. » Hier mit « alle unglücklichen Familien –... » oder gar mit

«jede Familie...» zu beginnen hieße erschwertes Verständnis und zerstörte Kraft.

Niemals sollte sich die Plazierung der Wörter im Satz allein an den grammatischen Routine ausrichten; und alle bisherigen Regeln über den verständlichen Satzbau sind durch eine kluge Antwort auf zwei Fragen zu ergänzen: Welche Akzentuierungen sind es, nach denen meine Aussage ruft? Und wie vermeide ich es dabei, meine Sätze über einen Knüppeldamm holpern zu lassen?

Eine dreifache Verneinung ist unerträglich, eine doppelte problematisch, schon das einfache Nein oder Nicht durchaus nicht ideal.

Unsere Erwartungen sind auf das Ja gerichtet. Vom Ja wird unsere Aufnahmefähigkeit am raschesten bedient: «Ich komme», «Die Sonne scheint». Man braucht nicht zu schreiben – und wenn man ohne Umweg verstanden werden will, sollte man nicht schreiben: «Fritz ist nicht gesund»; die natürliche, am leichtesten eingängige Art, diesen Tatbestand mitzuteilen, lautet: «Fritz ist krank.» Wer den Unterschied zwischen den beiden Aussagen als minimal, als geradezu lächerlich gering empfindet – der muß sich fragen lassen, ob ihm nicht der allzu häufige Umgang mit intellektuellen Redensarten wie *nichts für ungut* oder *alles andere als* den Blick für eine Grundtatsache der Kommunikation verstellt: Der direkte sprachliche Zugriff auf einen Sachverhalt lautet stets «So ist es!» und nicht «So ist es nicht».

Natürlich muß dieses *nicht* erlaubt bleiben; wer aber nicht literarische Absichten verfolgt, sollte es nur verwenden, wenn er eine offensichtliche Erwartung ausdrücklich durchkreuzt: «Ich komme nicht.»

Vielleicht wird das Problematische am Neinsagen deutlicher an einem Fall wie diesem: Wer von «der zunehmenden Nichtachtung der Ausländer» berichtet, hat mitgeteilt, daß das Nichtvorhandene (die Achtung) mehr wird (die Zunahme); er hat also die Logik bis zum Grade strapaziert, daß etwas psychologisch Widersinniges dabei herausgekommen ist. «Die abnehmende Achtung der Ausländer», das wäre es.

### Die Tücken der doppelten Verneinung

Besonders heiß ist das Pflaster der *doppelten Verneinung* («Fritz ist nicht unvermögend»). Heiß aus drei Gründen:

1. In allen Dialektken wird das erste Nein vom zweiten nicht etwa aufgehoben, wie die Logik es zu verlangen scheint, sondern im Gegen teil bekämpft: «Ihob koa Geld net.» Und auch Benutzer der Hoch sprache verwenden Redensarten wie «Nichts Genaues weiß man nicht», obwohl das nach ihrer sonst angewandten Logik bedeuten müßte: «Man weiß alles.»

2. Sobald sich korrekte doppelte Verneinungen außerhalb des Ge wohnt bewegen, fordern sie selbst uns Logikern unter den Le sern eine Denkarbeit ab, die (im Geiste der Regeln 1 und 2) der Schreiber hätte leisten sollen. Auch ohne die Reportage trotz des Verbots auszustrahlen, hätte das Westschweizer Fernsehen ein Zeichen setzen können, schrieb die NEUE ZÜRCHER ZEITUNG.

3. Etliche Politiker, Journalisten und sogar Dichter – Leute also, die sich auf ihren logischen Umgang mit der Sprache etwas zugute hal ten – meistern die doppelte Verneinung nicht. Der Informations dienst MEDIEN-KRITIK rügte ein mangelndes Demokratie-Defi zit, obwohl er den Mangel an Demokratieverständnis meinte. Der ehemalige Bundesverteidigungsminister Hans Apel versicherte im Bundestag, Deutschland habe dem Gewaltverzicht abgeschwo ren. Wolf Biemann sagte 1993, als er den Heine-Preis entgegen nahm: *Unsere winzige Erde wollen wir davor bewahren, daß sie nicht vollends zur Hölle wird.* Davor bewahren, daß sie nicht zur Hölle wird – das heißt leider: dafür sorgen, daß sie zur Hölle wird.

Zur *ironischen* Verwendung dagegen ist die verschachtelte Vernei nung bestens geeignet. Heine rühmte am Grafen Platen den «Über fluß an Geistesmangel» und Friedrich Sieburg an seinem Journa listen-Kollegen Erich Kuby «einen überwältigenden Mangel an Schüchternheit».

### Die Tücken der Ironie

Leider muß unser Vermögen an solchen Formulierungen mit einer Warnung einhergehen: Ironie heißt Doppelbödigkeit, ein Hintersinn, der meist auf das Gegenteil des vordergründigen Sinnes zielt. Damit ist ein schwerer Nachteil verbunden: Es ist gesicherte Erfahrung, daß die meisten Leser die Ironie viel seltener erkennen, als die meisten Schreiber sie zu verwenden lieben. Wer eindeutig verstanden werden will, muß also auf Ironie verzichten, es sei denn, der ganze Text wäre als Satire identifiziert. (Mehr in Regel 41.) Vor dem doppelten Nein aber sei jeder Schreiber in jeder Art von Text gewarnt.

## Regel 32: Sagen, wer wer ist

Regel 32: Sagen, wer wer ist

Bundeskanzler Kohl »verlängert wird oder indem der zweite Satz mit den Wörtern «Dies sagte...» anfängt.

Ein Bettler hat gestern die Passanten in der Münchener Fußgängerzone drei Stunden lang in Atem gehalten. Der 53jährige Josef Lauser...

So beginnt ein typischer Zeitungstext. Aus dem zweiten Satz soll der Leser **schließen**, daß Josef Lauser eben jener Bettler sei, von dem im ersten Satz die Rede war. Logisch zwingend aber ist der Schluß keineswegs, es könnte sich durchaus um zwei verschiedene Personen handeln. Obendrein ist es ein bißchen dreist, dem Leser einen Schlußzuschreiben, den der Schreiber selber hätte ziehen können und sollen.

Derselbe Zeitungsschreiber würde in keinem privaten Brief diese Unsitte praktizieren; in spontaner Rede ist dergleichen sowieso unbekannt. Die Nachrichtenagenturen haben sich solchen Stilkampf ausgedacht – vermutlich, um die ein oder zwei Wörter zu sparen, die eine unverkämpfte Formulierung zusätzlich erfordern würde: Begänne man «Der 53jährige Bettler Josef Lauser» oder «Ein Bettler, der 53jährige Josef Lauser», so müßte man ja im zweiten Satz entweder das Wort «Lauser» oder das Wort «er» oder die Wörter «der Bettler» wieder aufnehmen – wie schrecklich! Und wie *normal*.

## Was spricht gegen eine Biographie?

Der Verdruß läßt sich noch steigern, wenn man den zweiten Satz benutzt, um ein biographisches Detail unterzubringen, das, anders als in den bisherigen Beispielen, zur Identifizierung der handelnden Person nichts beträgt – wie in einem Porträt des SPD-Politikers Peter Struck in der FAZ:

Als Sohn eines Autoschlossers wurde Struck 1943 in Göttingen geboren. Der Student der Rechtswissenschaften trat 1964 der SPD bei.

Wer ist denn das nun wieder, dieser Student der Rechtswissenschaften? darf der Leser fragen. Welcher Teufel hat den Schreiber geritten, daß er nicht die allein natürliche Mitteilungstechnik wählt: «...in Göttingen geboren, studierte Rechtswissenschaften, trat 1964...»? Offenbar sehen die meisten Journalisten eine unüberwindliche Hürde darin, die Vorgeschichte eines Menschen, über den sie schreiben, in einem Absatz zu versammeln; sie erlegen sich statt dessen die Verkrampfung auf, diese Vorgeschichte auf möglichst viele falsche Stellen zu verteilen – wie hier der SPIEGEL in einem Porträt eines ehemaligen Majors der Volkspolizei, Ulrich Gau:

Bislang war der Vater von **fünf Kindern** mit früheren Genossen ebenso auf du und du wie mit Wessis aus der Standortverwaltung. Und auch in Bad Blankenburg, wo der gebürtige Königsberger bis vor 15 Jahren gewohnt hatte, besitzt er noch einen guten Leumund. «Der Uli», sagt ein älterer Mitarbeiter des städtischen Wohnungsamts, «war mit mir bei der NVA. Ein feiner Kerl!» Dabei ist keineswegs ausgemacht, wie lange das die Leute über den unprätentiösen Sproß aus einem antifaschistischen Eternhaus noch sagen werden. Denn den **gelernten Maschinenschlosser mit Mittelschulbildung** hat ein bald 36 Jahre zurückliegendes Ereignis eingeholt...

## Wer hat da gesprochen?

Ein vergleichbares Ärgernis bieten die Nachrichtenagenturen mit einem Textbeginn von folgender Art: Zum Weg in die Europäische Gemeinschaft gibt es keine Alternative. Bundeskanzler Kohl sagte gestern in Darmstadt... Wieder wird der Leser einer Mutmaßung überlassen, die nach Sprachlogik und Lesepsychologie durchaus nicht zwingend ist: daß nämlich der erste Satz von Kohl gesprochen worden sei. Die Verbindung hat hergestellt zu werden, ohne Wenn und Aber – entweder, indem der erste Satz um die Wörter «...», sagte

Fünf Einzelheiten an der falschen Stelle eingestreut, und nicht nur das: dabei auch noch die Chronologie auf den Kopf gestellt. Der Absatz beginnt ja mit dem mutmaßlich spätesten Faktum, den fünf Kindern. Er setzt sich fort mit dem frühesten, der Geburt in Königsberg. Darauf folgt, insoweit immerhin vernünftig, das Elternhaus; nun aber kommt erst die Lehre und zum Schluß die Schulbildung; die zeitliche Abfolge der biographischen Notizen ist also 5 – 1 – 2 – 4 – 3. Was hinderte eigentlich den Schreiber an einem bescheidenden Quan-

tum Normalität? So etwa:

In Königsberg geboren, wuchs Gau in einem antifaschistischen Elternhaus auf. Er besuchte die Mittelschule und machte eine Lehre als Maschinenschlosser. Er hat fünf Kinder.

Nicht, daß dies eine besonders elegante Lösung wäre. Doch normal ist sie, unverkrampft ist sie; und interessanter war Gaus Leben eben nicht.

### Was vermag ein Bart zu leisten?

Die Manie steigert sich zur schieren Albernheit, wenn ein biographisches Detail nicht an einer sinnlosen Stelle in den Text gestopft wird wie in den bishierigen Beispielen, sondern schlummer: wenn es einen Sinnzusammenhang nahelegt, den es nicht hat – wie in Focus über den 1993 frisch gewählten SPD-Vorsitzenden Rudolf Sharping:

Seine Partei hat der bedächtige Bartträger («Ohne Bart bin ich nicht, was ich bin») fest im Griff.

Hier entsteht der Eindruck, daß Sharpings Bart einen Beitrag zu seiner Autorität leiste – wie schon seine Bedächtigkeit ein Beitrag zu seiner Barttracht gewesen sein müßte; falls man dem Schreiber unterstellen möchte, daß er in Zusammenhängen denken kann.

Sind Beamtenohne heftiger getretene Kreaturen als die Kinder von Arbeitern oder Angestellten? Die ZEIT legte diesen Kausalzusammenhang 1993 nahe in ihrem Nachruf auf den Schauspieler Hans-Christian Blech:

Die getretene Kreatur: Wer hätte sie besser verkörpern können

als der am 20. Februar 1915 in Darmstadt geborene Sohn eines Beamten.

Wer Wasserball gespielt hat, besitzt mehr Selbstbewußtsein – ließ sich dem HAMBURGER ABENDBLATT einnehmen, als es den neuen Mercedes-Chef Helmut Werner vorstelle:

An Selbstbewußtsein fehlt es dem früheren Mitglied der Wasserball-Nationalmannschaft und ehemaligen Chef des Reifenherstellers Conti sicherlich nicht.

Wer aber geschieden ist und einen Sohn hat, der kann keine weiße Weste haben – eine Schlußfolgerung, die dasselbe Blatt 1993 seinen Lesern in einem Porträt Oskar Lafontaines nahelegte:

Ob die Weste des 49-jährigen zweimal Geschiedenen und Vater eines Sohnes weiß ist, bezweifeln seine Gegner.  
O ihr Schreiber, entkrampft euch doch! Keiner von euch würde über einen Menschen je in solcher Form erzählen. Es ist die gleiche Künstlichkeit: Wie ihr fünf Informationen über eine Sache, die nach fünf

Sätzen rufen, am liebsten zu einem Wortkonglomerat in einem Satz verschachtelt – so verteilt ihr fünf Informationen über eine Person, die nach einem biographischen Absatz schreien, auf fünf Stellen eures Textes. Bestenfalls stehen sie dort sinnlos herum, oft genug aber produzieren sie das traumtigste, was einem Schreiber widerfahren kann:

### **Regel 33: Sagen, was was ist**

Regel 33: Sagen, was was ist

dieser Zeit erschließen, daß deren Unterhaltungswert als kontrastierende Verweise auf die krude Faktizität des Leiblichen, damit oft auch des Geschlechtlichen, nicht gering gewesen sein dürfte. Um diesen Kontext zu verstehen, reicht die Herausarbeitung der apotropäischen Komponente kaum aus.

Von der kruden Faktizität schon angeheimelt, öffnet sich der Leser gern der apotropäischen Komponente; einem Lexikon kann er ja jederzeit entnehmen, daß «apotropaisch» bedeutet: «Unheil abwendend» oder «den Abwehrzauber betreffend». Ein halbes dutzendmal erscheint das Wort im Text; erklärt wird es nie.

Als die Feuilletons unserer großen Zeitungen 1993 *Henry James* aus Anlaß seines 150. Geburtstags würdigten, unterließen es mehrere, auch nur ein einziges Mal zu erwähnen, daß es sich um einen amerikanischen Schriftsteller handelt. Die Redaktion traute ihren Lesern offensichtlich zu, daß sie Henry James ebenso selbsterklärendlich einordnen könnten wie Goethe oder Thomas Mann.

Es läßt sich nicht beweisen, aber realistisch schätzen, daß damit höchstens zehn Prozent der Leser angemessen bedient wurden – eine Minderheit von Bildungsbürgern, die noch dazu in der angelsächsischen Literatur zu Hause sein mußten. Zugegeben, daß man auf keine Weise hundert Prozent für Henry James interessieren könnte – aber vielleicht doch zwanzig Prozent, wenn man den Ehrgeiz hätte, auch für aufgeschlossene, aber weniger gebildete Leser zu schreiben? Und vielleicht fünfzig Prozent, wenn man sich herabließ, jene Mittel des Leserfangens einzusetzen, wie der SPIEGEL oder der STERN sie häufig praktizieren? (Die Regeln 40 bis 50 geben einen Begriff davon.)

Henry James oder die Weigerung zu sagen, wer wer ist – das verbindet die vorige Regel mit dieser: Personen oder Begriffe werden nicht nur an der falschen Stelle – sie werden überhaupt nicht identifiziert; aus Gedankenlosigkeit oder aus Bildungspratzerei unterläßt es der Schreiber zu sagen, was was ist.

#### **25 Erwähnungen – und keine Erklärung**

Auf einer Drittelseite setzte sich die FAZ anlässlich eines neuen Buches mit dem *Historismus* auseinander. Genau 25mal war dieses Wort im Text enthalten, oft in Zusammensetzungen mit -problem, -kritik, -diskussion; erklärt wurde es nicht ein einziges Mal. Und noch einmal die FAZ:

Doch läßt sich aus vielen anderen «obszönen» Darstellungen

#### **Die einsamen Höhen des Feuilletons**

Da sind wir bei der typischen Krankheit unserer meisten Feuilletons: Sie schreiben für die *Experten*; die Musikkritiker zum Beispiel für die anderen Musikkritiker und für die Mitglieder des Streichquartetts; ein paar Leser nehmen sie auch noch mit auf in diese Reise zu den schwindenden Höhen der Professionalität. Im KÖLNER STADT-AN-

ZEIGER liest sich das so:

In der jüngeren Variante von «...*eyplosante-fixe...*», zu deutsch etwa «berstend-starr», bevorzugt Boulez mit den drei Flöten als Protagonisten ein in seiner unablässigen Dichte dennoch eher monochromes Bild, während in der früheren Gestalt die der Elektronik unterworfenen Midi-Flöte in Partnerschaft mit nur wenigen Instrumentalisten subtilste echohafte, ja geheimnisvolle Klangscheier zu weben scheint.

Dies wird man als *ermetismo* einstufen dürfen, als Anleihe bei der literarischen Richtung des nicht von Hinz und Kunz Verstandenen-werden-Wollens, als elitäre Absonderung – mit dem bedauerlichen Unterschied: Literarisches Rang erreichen unsere Kritiker ja selten; und erkönnen sie auch seine Höhen, so hätten sie immer noch ihren Beruf verfehlt: möglichst viele Leser an ihren Einsichten teilhaben zu lassen.

#### Juristische Begriffe erläutern

Auch im politischen Teil der Zeitungen wird oft über die Köpfe der meisten Leser hinweggeschossen, dort wohl mehr aus Gedankenlosigkeit. Wenn das Bundesverfassungsgericht entscheidet, auch der *Besitz an einer Mietwohnung* falle unter die Eigentumsgarantie des Grundgesetzes, so schuldet die Redaktion ihren Lesern natürlich die Erklärung, daß *Besitz* juristisch etwas anderes bedeutet, als was die Mehrheit darunter versteht, daß also der Mieter der «Besitzer» ist; denn für die meisten gibt es zwischen Besitz und Eigentum keinen Unterschied. *Totschlag* hält die Mehrheit auch der Gebildeten für fahrlässige Tötung; also schuldet die Redaktion ihren Lesern den Hinweis, daß es sich um eine Tötung mit vollem Vorsatz handelt, nur ohne die erschwerenden Umstände, die aus der vorsätzlichen Tötung den Mord machen.

#### Regel 34: Kompliziertes doppelt sagen (Redundanz)

«Redundanz» heißt eigentlich das Weitschweifige, das Überflüssige: von allem, was wir schreiben oder sprechen, derjenige Teil, der über die schiere Mitteilung hinausgeht.

«Ich lade euch für Sonntag zum Abendessen ein. Ich habe Geburtstag.» Das wäre redundanzfreie Information – darauf aber beschränkt sich kein Mensch. Die Einladung enthält in aller Regel das Doppelte bis Zehnfache dessen, was technisch gesagt werden müßte. Nur im Telegramm geizen wir mit Wörtern; höchstens, daß auch der Anruflbenutzer zu einer gewissen Sparsamkeit verleitet.

Abschneiden dieser technischen Grenzfälle ist redundanzfreie Information erstens unhöflich, unnatürlich und unmenschlich, zweitens schrecklich ermüdend (wer liest schon Telefonbücher?) und drittens oft dem Verständnis abträglich. Eine wirklich überraschende Neugigkeit, in logisch einwandfreier Kürze dargeboten, fassen wir bei einmaligem Lesen oder Hinhören gar nicht auf.

Wenn die Polizei per Lautsprecherwagen verkündete: «Räumen Sie sofort Ihre Häuser!» (und sonst nichts) – so wäre die überwiegende Reaktion nicht Räumung, sondern Ratlosigkeit mit einem riesigen Informations- und Redundanzbedürfnis: «Warum? Wie rasch? Mit wieviel Gepäck? Und habe ich mich wirklich nicht verhört? Und will da wirklich niemand einen bösen Scherz mit uns treiben?» Eine *wirksame* Mitteilung aus dem Lautsprecherwagen müßte also etwa lauten:

«Achtung, Achtung! Fünfzig Meter vom hier ist eine Luftmine aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden worden. Es ist nicht auszuschließen, daß sie explodiert. Sie müssen also Ihre Häuser verlassen – jawohl, alle, und zwar sofort! Zum Kofferpacken ist keine Zeit! Greifen Sie meinetwegen nach Ihrer Brieftasche, aber packen Sie nichts! Bitte, verlassen Sie Ihre Häuser! Wahrscheinlich ist es nur für eine halbe Stunde. Wenn Sie aus dem Fenster schauen, sehen Sie

uns im Polizeizwagen. Es ist ernst! Rennen Sie! Retten Sie sich! Ich wiederhole...»

Und nun alles noch einmal – nicht nur für die, die es noch nicht hören konnten, sondern ebenso für alle, die die Wiederholung brauchen, damit sie in ihrem Entschluß nicht wanken.

### Zweiter Anlauf und Vergleich

Ähnlich hoch wie bei der verblüffenden und erschreckenden Nachricht ist der Bedarf an Redundanz bei jeder Information, die unser Verständnis strapaziert: Was besagt die Chaos-Theorie? Wie funktioniert ein Word Processor? Wer kämpft eigentlich gegen wen im Libanon? Ob Lehrer, Journalist oder Verfasser von Gebrauchsanweisungen – jeder tut gut daran, die nüchterne Beschreibung durch eine Zugabe zu ergänzen: einen zweiten Anlauf («Das bedeutet also...»), ein Beispiel, einen Vergleich, eine Hintergrundinformation.

Doch sogar an der Basisinformation lassen Journalisten es oft fehlend, über ein vorhandenes Lexikon gemessen, ist es natürlich redundant, über ein fernes Land ein paar Grundtatsachen mitzuteilen; gleichwohl bleibt es für die meisten Leser ein Ärgernis, wenn etwa die FAZ von den Problemen der *Befriedung Tschads* berichtet und der Text nirgends einen Hinweis auf Lage und Größe dieses afrikanischen Staates enthält. In einer Fernsehreportage wurde die ostsbirische Insel Sachalin vorgestellt, «blitter kalt» werde es da im Winter – und in der ganzen dreiviertelstündigen Sendung fand der Sprecher keine Zeit, zwei Sätze unterzubringen wie diese:

Sachalin ist etwa so groß wie Bayern; auf die europäische Landkarte projiziert, würde es von Lübeck bis Triest reichen. Während aber der Temperaturdurchschnitt im Januar in Lübeck bei 0 Grad liegt, beträgt er an der Nordspitze Sachalins – 21 Grad.

Das Unverständliche verständlich zu machen bewegt sich irgendwo zwischen Redundanz und norwendiger Information; die Grenzen fließen. Wenn die Information lautet: «Am Amazonas stehen mehr

### Regel 34: Kompliziertes doppelt sagen

als drei Millionen Hektar Wald in Flammen» – so hat jeder, der seinem Leser dienen will, zunächst die Hektar in Quadratkilometer umzurechnen (kein Redundanzproblem): Denn in Hektar denken nur Bauern und Inhaber von Gärtnereibetrieben; es handelt sich also um mehr als dreißigtausend Quadratkilometer. Dem aber ist die Redundanz in der Form des Vergleichs hinzuzufügen: ein Areal fast so groß wie Nordrhein-Westfalen. Das hat der Schreiber zu wissen, hilfsweise hat er nach solchen Vergleichen zu fahnden.

Eine klasse Unterlassung ließen sich die deutschen Medien zuschulden kommen, als 1970 ein amerikanisches Auto auf dem Mond spaziertrauf. Lag hier nicht ein legitimes Interesse vor zu erfahren: Wie groß ist er eigentlich, der Mond, mit irdischen Maßstäben gemessen? Selbst die Lexika verweigern dem Laieh die Auskunft. So heißt es im Großen Meyer:

Oberfläche:  $3,796 \times 10^7 \text{ km}^2 (= 0,0744 \text{ Erdoberfläche})$

Und dies an 17. Stelle der Monddaten, nach faszinierenden Angaben über die mittlere Exzentrizität der Mondbahn und die drakonitische Umlaufzeit, und ohne daß auch nur die Übersetzung in die etwas weniger weltfremde Zahl  $3,8 \text{ Millionen Quadratkilometer}$  vorgenommen würde.

Auch diese Zahl hätte den meisten wenig gesagt; also wären die Journalisten natürlich zu einem Vergleich aufgerufen gewesen wie: «Der Mond ist so groß wie Afrika plus Australien.»

### Wie Bilder im Kopf entstehen

Wer eine Staumauer von 180 Metern Höhe abbildet, sollte – muß – dazu sagen, daß sie höher als jeder Kirchturm der Erde ist. Als der STERN einer das Riesenflugzeug B-747 vorstellte, den Jumbo, schrieb er dazu, der Rumpf allein sei so groß, daß der gesamte erste Motorflug der Brüder Wright in ihm hätte stattfinden können. Für die Größe eines sieben Wochen alten Embryos fand das SZ-MAGAZIN den Vergleich, seine Arme seien etwa so groß wie ein Ausrufungszeichen in eben der Schrift, in der der Vergleich gedruckt wurde.

Solche Beispiele ersetzen nicht nur die meisten der modischen «Info-Grafiken», sie sind sogar besser als diese: Sie produzieren *Kino im Kopf* – das Höchste, was ein Schreiber erreichen kann; und anders als die Info-Grafik lassen sie sich im Gedächtnis speichern und weiterzählen.

Redundanz muß sein! Vergleich und Erklärung zu allem, was schwierig ist; Wiederholung von allem, was dramatisch ist; Hintergrund zu allem, was die meisten nicht kennen – sonst werden die Aufnahmefähigkeit und das Verständnis des Lesers überfordert, sonst wird er überfüllt mit zu vielen Fakten auf zu engem Raum. Wie aber verhält sich diese Empfehlung zu den Regeln 4 bis 11: mit Wörtern und mit Silben geizen, Floskeln, Füllwörter und tautologische Adjektive tilgen? Da ist kein Widerspruch: Denn in geschriebenen Texten wird jedes Beispiel, jeder Vergleich, jede Aufhellung des Hintergrunds eben diesen Regeln folgen. Beispiele sind gut; aber wenn ich sie in zwanzig Wörtern erzählen kann, sollte man sich nicht vierzig Wörter durchgehen lassen. Jedes Wort soll *Sinn transportieren*, und nur diejenige Redundanz ist eine gute Redundanz, die sich auch bei Vergleich, zweitem Anlauf und Erläuterung nach dieser Generalregel richtet.

Der amerikanische Lyriker Ezra Pound hat für den Dichter die äußerste *Verdichtung* der Sprache empfohlen – allen anderen Schreibern aber als *Geheimnis des eingängigen Schreibens* verraten: Es besteht darin, «daß man auf einer Seite nie mehr unterbringt, als der Durchschnittsleser aufnehmen kann, ohne seine übliche schlaffe Aufmerksamkeit anzuspannen».

### **Regel 35: Kompliziertes gläsern gliedern**

Sie sind sogar besser als diese: Sie produzieren *Kino im Kopf* – das Höchste, was ein Schreiber erreichen kann; und anders als die Info-Grafik lassen sie sich im Gedächtnis speichern und weiterzählen.

Wenn eine Handlung zwei Akte oder ein Mensch zwei Gedanken hat, so sollte sich der Schreiber einer Regel von unübertraglicher Einfachheit bedienen: erst den ersten nennen und dann den zweiten. Der typische deutsche Abiturient jedoch und der typische Journalist noch mehr – sie haben Mühe, diesem Rezept zu folgen, wenn sie nicht gar Abscheu davor hegeln: Sie verschachteln, verknoten und verquirlen ihre zwei Aspekte, etwa mit Hilfe von *nach, nachdem, außer, neben und abgesehen davon, daß*; vorzugsweise aber mit Hilfe von Nebensätzen am falschen Platz (wofür die abstoßenden Beispiele in den Regeln 20 und 21 versammelt sind).

Warum war *dem Raub der Maschinenpistole ein Notruf vorausgegangen*, wie es in dem entgleisten Satz am Beginn von Regel 17 hieß? Weil das Plusquamperfekt es ermöglicht und der übliche Nachrichtenstil es fordert, daß man das zweite vor dem ersten nennt – tendenziell immer, weil das zweite neuer ist; mindestens aber dann, wenn es aufregender ist: der Absturz des Flugzeugs, das Urteil im Prozeß.

Daraus folgte schon in Regel 13 der Rat, sich vor mehr als einem Plusquamperfekt pro Text zu hüten und so rasch wie irgend möglich in die Chronologie zu springen; unter dem Blickwinkel der klaren Orientierung sei diese Empfehlung hier bekräftigt.

### **Eine einleuchtende Ordnung suchen**

Bei Zeitabläufen liegt das Problem des Schreibers allein darin, wie er sie grammatisch bewältigt – *was vorher und was nachher kam*, ist ihm meistens klar, ohne daß er knobeln müßte.

Wo aber keine natürliche Ordnung vorgegeben ist, da muß der Schreiber eine zusätzliche Leistung erbringen, die viele offensichtlich zu schwierig, zu mühsam oder einfach überflüssig finden: Bei mehreren Aspekten eines Themas, bei Argumenten, Gründen, Motiven,

auch Personen muß er sich *vor* dem Schreiben klarmachen, wie viele es sind und in welcher Form und Reihenfolge er sie am besten aufführen sollte.

Bei zweien solcher Elemente mag es noch angehen, wenn man sie nicht sortiert; von drei Begründungen an aufwärts kann nur die Richtschnur gelten, mit der Hieronymus Jobs bei Wilhelm Busch seine Predigt meistert: «...und sagt es klar und angenehm, was erstens, zweitens und drittens käm'...»

Solche Gliederung setzt dreierlei voraus. Der Schreiber muß spüren, daß er sich in einer Aufzählung vergleichbarer Glieder befindet; er muß sich die Mühe machen, sie zu zählen; und er muß den Willen haben, das Ergebnis der Zählung seinen Lesern unverschachtelt mitzuteilen.

Selbstverständlich ist das keineswegs. Die einen stolpern blind in ihren Satzverhau und überlassen es dem Leser, sich Art und Zahl der Aspekte herauszupicken. Die anderen nehmen zwar eine Reihung vor, aber in der umständlichsten und unübersichtlichsten Form: *Nicht nur – sondern auch – und außerdem schreiben sie oder Sowohl – als auch – und schließlich noch oder neben einem Raffael auch ein Rembrandt und ein Rubens* – obwohl doch das Museum offenbar drei besitzt und keinen davon *neben*: einen Raffael, einen Rembrandt, einen Rubens.

#### *Der Anfang:*

*Die Ziele:*

*Zwei Prinzipien:*

*Die Ausnahmen:*

*Forum, Schlichtungsstelle, Organe:*

*Das bisher Erreichte:*

Das heißt Übersicht! Das heißt: dem Leser die Hand reichen auf dem Weg durch ein donriges Thema.

Innerhalb der Generalregel «gleichberechtigtes Nacheinander» bieten sich Varianten an – solche der Zählung und solche der Ankündigung. Ich kann meiner Aufzählung den Herold vorausschicken: «Dafür sprechen drei Gründe: ...» Ich kann es auch bleiben lassen und darauf vertrauen, daß ich durch transparenten Satzbau und klare Vergleichbarkeit der Glieder eine ähnliche Übersichtlichkeit erzielle. Dies wird nur bei kurzen Gliedern möglich sein; für längere Argumente empfiehlt sich die Ankündigung – wie in Regel 21: «Hier haben sich vier Elemente zum Chaos verbündet: die grammatische Möglichkeit, ein einseitiger Deutschunterricht...»

Ob mit oder ohne Herold: Ich kann die Gründe numerieren oder es bleiben lassen. Hier gilt dieselbe Unterscheidung: Nur bei kurzen Beschreibungen werde ich auf die Kennzeichnung verzichten. Brauche ich mehr Platz (pro Aussage mehr als eine Zeile), so bieten sich drei Wege an:

1. Bei zwei Gliedern kennzeichne ich jedes durch *zum einen – zum anderen oder einerseits – andererseits*.
  2. Bei drei und mehr Gliedern schreibe ich erstens, zweitens, drittens oder zum ersten, zum zweiten, zum dritten vor meine Gründe.
  3. Ich löse meinen Satz in eine Tabelle auf – wie diese hier.
- Eine solche tabellarische Gliederung empfiehlt sich um so mehr:
- je mehr Gesichtspunkte ich aufzähle;
  - je komplizierter sie sind;
  - je mehr der Text auf rasche Information über einen nüchternen Sachverhalt zielt.

Die Hamburger Psychologen Langer, Schulz und Tausch, die 1974

die Verständlichkeitforschung in den deutschen Sprachraum einführten, boten folgendes Beispiel für den Vortzug der Tabelle an. In einem Fachbuch hieß es:

Erwartungsgemäß erwiesen sich die beobachtbaren interindividuellen Unterschiede in der sprachlichen Dominanz von Lehrern sowie in der Bevorzugung verschiedener Beeinflussungsstrategien als unabhängig vom Alter der Schüler wie auch der Klassenstärke.

Stattdessen empfahlen die Autoren folgende tabellarische Aufgliederung:

1. Lehrer sprechen mehr als Schüler.
  2. Das Sprachverhalten von Lehrer und Schüler ist nicht unabhängig voneinander.
  3. Das Ausmaß der sprachlichen Dominanz der Lehrer erwies sich als unabhängig von Klassenstärke und Alter der Schüler.
  4. Ebenso unabhängig hiervon erwies sich die Bevorzugung verschiedener Beeinflussungsstrategien.
- Auch in der Tabelle freilich sollte an den Wörtern noch geschliffen werden: Sie haben sich vom Fachjargon nicht weit genug entfernt.

#### Tabellen haben auch Nachteile

Für jeden, der übersichtlich informieren will, ist bei drei oder mehr Gliedern die Tabelle die eindeutig beste Lösung – für Geschäftsbriefe also, für Gebrauchsanweisungen, Wirtschaftsnachrichten und Leitfäden. Und doch muß die Empfehlung mit einer Warnung einhergehen:

Der Anblick einer Tabelle stört jedermann, wenn es sich um *erzählende* Texte handelt, um Reportagen oder Erlebnisberichte; optisch und stilistisch unterbricht die Tabelle den Fluß der Darstellung.

Und nicht nur das: Auf ungeübte und ungebildete Leser kann auch in argumentierenden Texten die Ankündigung von vier Gründen oder der Anblick von vier numerierten Textblöcken abstoßend wirken, jedes für sich und erst recht beides zusammen. Für viele Leser

sieht das nach einem Programm aus, nach Gründlichkeit – also nach Arbeit und nicht nach Unterhaltung. Folglich sollte der Schreiber abwägen: Werden meine Leser das Signal für schöne Klarheit als Drohung verstehen? («Um Gottes willen, hier wird ein Thema ausgeschöpft!»)

Dies ist erstens ein typischer Zielkonflikt und zweitens *kein* Grund zum Naserümpfen gegenüber solchen Lesern: Hand aufs Herz – wer von uns würde sich *nicht* mit Grausen wenden, wenn ein Schreiber uns mit vorbildlicher Klarheit für die Aufzählung von *zwanzig* Grünen zu interessieren versucht?

#### Das Minimum an Gliederung

Wer den Vorzug an Klarheit haben und zugleich den Nachteil des Signals «Ich bin schrecklich gründlich» vermeiden will, dem bietet sich ein Kompromiß an. Ein Leitartikler hat beispielsweise fünf Argumente *für* einen Gesetzentwurf aufgeführt – klar gegeneinander abgesetzt, jedoch ohne empfindliche Leser mit Zahlen zu behelligen.

Nun kann er schreiben: «Dies waren fünf Gründe *dafür*», am besten verbunden mit fünf Stichwörtern, die sie dem Leser in Erinnerung rufen; andernfalls nämlich würde eine interessante Minderheit der Leser statzen, sich denken: Waren das nicht nur drei oder vier? und dann eines von zwei kleinen Ärgernissen auf sich nehmen müssen: zurücklesen – oder die Lektüre mit einem Anflug von Unbehagen fortsetzen.

Und dann kann der Leitartikler fortfahren: «Es gibt aber auch gute Gründe *dagegen*» oder «Die Argumente dagegen überwiegen jedoch». *Weniger* Gliederung sollte niemals sein. Der Leser hat Zeile für Zeile ein Recht darauf zu wissen, wo er sich befindet, ob die Bezeichnungen nun eine Links- oder eine Rechtskurve beschreibt. Nichts ist ärgerlicher, als in einem Wortsumpf ein paar durchaus interessante Aspekte zu entdecken, sie aber leider nicht sortieren zu können, ohne daß man ihn trockenlegt.

### Klarheit, die wir meinen

«Die volle Klarheit» war dieser Abschnitt überschrieben – Klarheit auch dort, wo selbst klare Wörter in klaren Sätzen noch Verwirrung hinterlassen können. Die *meisten* Sünden gegen die Klarheit werden von jenen Schreibern begangen, denen kein Deutschlehrer dies je als Ideal vor Augen gestellt hat, so daß sie entweder nicht an ihre Leser denken oder nicht über die Rezepte verfügen, den freundlichen Gedanken in eine zielsichere Handlung umzusetzen.

Die *schlimmsten* Sünden aber begeht jene Minderheit, die die Klarheit nicht will, die verhehlen und vertuschen möchte oder wabernde Orakelsprüche liebt: Politiker, Lobbyisten und andere Zeitgenossen, die mehr lügen als unsereiner. Nur wer traunend an die letzten Dinge röhrt wie Hölderlin, ist vom Zwang zur Klarheit dispensiert.

## Die richtigen Lesehilfen